

Bei den Altgläubigen am Peipus-See

Von Albert Maria Ammann S. J.

Der Balt-Express brachte uns im Spätsommer 1936 in schneller, aber ungemein staubiger Fahrt von Reval nach Dorpat. In Reval, dem heutigen Tallinn, hatten wir zusammen mit dem Apostolischen Administrator, Msgr. Profitlich, im Beisein von vielen Hunderten von Andächtigen, das 500jährige Jubiläum der Gründung des Birgitten-Klosters Marienthal (Vallis Mariae) gefeiert. Am 15. August, dem Jahrtag der seinerzeit ganz und gar von Laien veranlaßten Gründung, war in der nahe bei der Stadt am Meer gelegenen gut erhaltenen Kirchenruine feierliches Pontifikalamt gewesen, dem Katholiken, Protestanten und Orthodoxe in großer Zahl beigewohnt hatten. Das staatliche Rundfunkorchester hatte gespielt, und die ganze Feierlichkeit war übertragen worden. Die Postverwaltung hatte eine eigene Markenreihe: eine „Pirita“-Serie von vier Werten, herausgegeben.

Dies mit vielem andern lag hinter uns. Die alte Hansestadt, die Stadt der Dänen, der Deutschen, Schweden und Russen, die jetzt eine Stadt der Landeskinder, der Esten, geworden war, entschwand unsern Blicken. Durch den Staub, der teils vom sandigen Untergrund her aufstieg, teils sich von der Lokomotive aus als lästige Folge der heimischen Brennschieferbeheizung über uns ergoß, konnten wir langsam ansteigendes Land erkennen. Die einsamen Moore Nordestlands machten Hügeln mit Wiesen und Wäldern Platz. Aber der Volksschlag änderte sich nicht. Die Leute, die an den Zwischenstationen den Zug bestiegen, waren gleich still und freundlich wie die Leute von der Meeresküste. Sie waren nicht lebhafter als ihre Stammesgenossen, die ich vor drei Wochen in Finnland und auch in Karelien getroffen hatte. Sie sind grundverschieden von den mehr festländisch-robusten Letten, die ich kurze Zeit später in Riga kennen lernen sollte. Wir überquerten den breiten Embach, der den Wirz-See mit dem Peipus-See verbindet. Bald kam Dorpat, das heutige Tartu, ins Blickfeld.

Wenige Tage darauf fuhr ich mit einem Begleiter an das Gestade des Peipus-Sees. Die Landschaft Ungannien, durch die uns der Weg führte, ist ein von Gott gesegnetes Land. Die kräftige Luft, die sich durch ihren herben Salzgehalt vom Meer her auszeichnet sowie durch den gänzlichen Ausfall von Verunreinigung durch irgend welche Fabriken, dann auch der noch immer reiche Waldbestand machen die von Feldern und Wiesen bedeckten Hügel und Hänge zu einem kleinen Paradies, und man versteht wohl, daß Menschen hier eine neue Heimat suchen konnten. Heute sind die einstigen Einwanderer, die bis vor kurzem als Herrensicht das Land beherrscht haben, enteignet. Statt 1500 und mehr Bodeneinheiten haben sie deren 60 — im besten Falle das Herzstück des alten Gutes mit dem alten Herrschaftshause. Es mag schon schwer sein zu sehen, wie fremde Leute auf den von den Vätern überkommenen Feldern hinter dem Pflug hergehen. Aber gar manche haben sich mit Mut in die neue Lage ge-

schickt. Sie sind in ihrer Heimat geblieben und haben mit Ausdauer als Gleiche unter Gleichen zusammen mit der einstigen Untersassenschicht neu begonnen. Ich habe einige dieser hochachtbaren Deutschbalten getroffen. Der Weg führte uns an manchen ihrer Güter vorbei, bis wir nach etwa 70 Kilometer in dem heutigen Mustve anlangten. Der estnische Name bedeutet dasselbe wie der frühere russische Name Tschorna — nämlich schwarz oder schmutzig.

Dort erst konnte unsere Fahrt zu den Altgläubigen eigentlich beginnen. Sie bewohnten auf einer Strecke von etwa 60—70 Kilometer, von Mustve bis an die versumpfte Mündung des Embachs hin, das Westufer des Peipus-Sees. Außerdem haben sie sich auf einer sumpfigen Insel im See, auf Pirisar, angesiedelt, die der 1920 zwischen Estland und Sowjetrußland zu Tartu abgeschlossene Friede für Estland und den Westen und somit auch für den Glauben an Gott gerettet hat. Die Vorfahren sind auf der Flucht vor drückender Grundherrschaft im Winter über das Eis des hier etwa 70 Kilometer breiten Sees gekommen. Daran hat sich klare Erinnerung in diesen Dörfern bewahrt. Es gelang ihnen, von den damaligen russischen Behörden durch allerlei List neue Personalausweise zu erhalten. Und so sind sie als einfache Fischersleute unmittelbar am Ufer des Sees sitzen geblieben. Nur wenig weiter ins Land hinein wohnen Esten, von denen sie sich national und religiös unterscheiden. Der flache See — an seiner tiefsten Stelle ist er 30 Meter tief — liefert ihnen Nahrung des Leibes; Speise der Seele gibt ihnen die Religion, und die suchen sie vor allem. Für sie ist die draußen auf dem See mit Schwimmbojen ausgezeichnete Grenze gegen Sowjetrußland hin wahrhaftig mehr als nur eine Scheidung der Fischereigewässer. Mit den militanten Atheisten haben diese Altgläubigen ebensowenig gemein wie der Erzengel Michael mit dem leibhaftigen Gottseibeius.

Nun wird es nicht zu umgehen sein, auch einiges über die Geschichte der Altgläubigen zu sagen. Es kann sich dabei selbstverständlich nur um eine kurze Darstellung handeln. Einigermassen Ausführliches wäre auf deutsch nachzulesen bei K. Algermissen, Konfessionskunde, oder auf russisch in einem der vielen russischen Werke, die über oder gegen den Raskol geschrieben sind. Man könnte mit ihnen eine ganze Bibliothek füllen.

Der Raskol — das große Schisma der russisch-orthodoxen Kirche — nahm seinen endgültigen Anfang im Jahre 1667 mit der feierlichen tatsächlichen Annahme einer seit längerer Zeit vorliegenden und heftig umstrittenen Neuübersetzung und Verbesserung der alten russischen gottesdienstlichen Bücher durch ein von allen Patriarchen — mit Ausnahme des römischen — beschicktes Konzil in Moskau. Zugleich mit dieser Annahme wurde eine formelle Verurteilung der Gegner ausgesprochen, die von den seit alters überkommenen Sitten, Worten und Gebräuchen nicht lassen wollten. Der wesentlichste Charakterzug dieser „altgläubigen“ Bewegung ist überhaupt ihr starres Festhalten am Überkommenen. Aus welchen psychologischen, religiösen und nationalen Grundhaltungen diese Äußerung erfließt, ist nicht leicht zu sagen.

Der unbestrittene Führer dieser „Eiferer für die alten Riten“ war der Protopop Awwakum Petrowitsch. Er wurde zuerst seiner geistlichen Würde entkleidet. Vierzehn Jahre später wurde er vom Staate, der nach einigem Schwanken die „Neuerer“ unterstützte, zum Tode verurteilt und am 1. April 1681 in Pustosersk, wo er die ganze Zeit im Turm gefangen gelegen hatte, lebendig verbrannt.

Seine Anhänger zerfielen bald in zwei große Gruppen. Die erste erkennt auch die nach 1667 in der offiziellen Staatskirche gespendeten Sakramente an, also auch das Sakrament der Priesterweihe. Nahegelegt wurde diese Anschauung durch die schwere Lage, in die Awwakums Anhänger durch den gänzlichen Mangel einer eigenen Hierarchie gekommen waren. Der einzige Bischof Paul von Kolomna, der zu ihnen hielt, konnte ihnen in seinem Gefängnis in Paleostrow keine Priester weihen. Darum nahmen die Mitglieder dieser Gruppe Priester der Staatskirche, die aus irgend welchen Gründen zu ihnen übertraten, als ihre Seelsorger an. Als um das Jahr 1800 ein großer Mangel an solchen Priestern eintrat, fand ein Teil dieser Gruppe den Weg zur offiziellen Staatskirche zurück. Allerdings kam ihnen diese durch Belassung ihrer alten Bücher auf halbem Wege entgegen. Von da an erhielten diese Leute den amtlichen Namen „Jedinowierzen“ oder „Einheitsgläubige“.

Die andere große Gruppe der Altgläubigen hingegen hielt in ihrem starren Eifer die offizielle Kirche infolge der Annahme des Konzilsbeschlusses von 1667 für so sehr verderbt, daß ihr auch die Fähigkeit der Sakramentspendung abzusprechen sei. Damit sahen sich diese starrsinnigen Eiferer auf einen rauen Weg gedrängt. Es fielen ja für sie alle Sakramente fort, die nach der damaligen theologischen Anschauung nur der Priester spendete: also Firmung, Altarssakrament, Krankenölung, Priesterweihe und auch das Sakrament der Ehe. Einzig die Taufe und die Laienbeicht¹, mehr eine Gewissensrechenschaft, blieben erhalten.

Daraus ergaben sich fast unübersehbare Folgerungen: Vor allem wurden alle Väter und Mütter zu „öffentlichen Sündern“. Sie lebten ja alle in unerlaubten Verbindungen. Dies galt zweifellos für die Angehörigen der Staatskirche, da ihre „Ehen“ ja von Priestern eingesegnet wurden, die nach Meinung der Altgläubigen keine Priester waren. Dies galt aber auch von den „Ehen“ ihrer eigenen Leute, die höchstens ein Staatsbeamter guthieß, der erst recht kein Priester war. Solche „Sünder“ konnten aber keinen aktiven Anteil am Gottesdienst nehmen, auch wenn es nur ein Laiengottesdienst war. Somit ergab sich als Folge dieser Anschauung für die geistlichen Leiter und überhaupt für die Träger der Gemeinde die Notwendigkeit des Zölibates. Der Gottesdienst wurde aus einer Opfer- und Kommunionfeier zu einer reinen Gebetsgemeinschaft. Erhalten bleiben konnten nur die feierliche Begehung des fest- und werktäglichen Chorgebetes mit allen Tagzeiten und die nicht streng liturgischen Bräuche: also etwa Bittandachten, kirchliche Ansprachen, Umgänge, seltene litur-

¹ Vgl. J. Hörmann, Untersuchungen zur griechischen Laienbeicht (Donauwörth 1913).

gische Liebesmähler. Die westliche Idee einer Kommuniongemeinschaft ohne Opfergemeinschaft ist diesen Menschen nie gekommen.

Alle diese traurigen Folgen trugen die Altgläubigen nicht leichtthin, sondern als eine schwere, aus religiösem Pflichtgefühl übernommene Last. Sie hätten es wahrlich lieber anders gesehen. Ihre Gemeinschaft glich bei den tragenden Mitgliedern im Grunde mehr einem Kloster als einem weltlichen Gemeinwesen, und da die übrigen Mitglieder schon einmal aus Notwendigkeit „Sünder“ waren, konnten sie leicht zügellos werden.

Daß sich bei solcher Gesinnung kein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Anhängern dieser Gruppe und dem Staate entwickelte, ist nur allzu begreiflich — zumal wenn man bedenkt, wie sehr in Rußland die Kirche zu einer Einrichtung des Staates geworden war. In weitem Maße entzogen sich die Altgläubigen den Schulen. Sie waren stolz darauf, Analphabeten zu sein, wenngleich sie meistens die kirchenslawischen Bücher lesen und nach den alten Neumen singen konnten. Und im Grunde genommen kapitulierte der Staat vor ihnen. Nach rund achtzig Jahren stellte er seine Verfolgungen ein. Die Zahl der Anhänger Awwakums stieg im Laufe der Zeit auf etwa zehn Millionen. Das war auch für Rußland nicht wenig.

Nach und nach mußten die Altgläubigen, ganz abgesehen von ihrer russischen Seelenhaltung, wegen der ungeheuerlichen Folgerungen auf dem Gebiete des ehelichen Zusammenlebens in die verschiedensten „Zweige“ auseinanderfallen. Es ist nicht der Platz, sie hier aufzuzählen. Wir hatten es meist mit Anhängern der theodosianischen Pomorzen, der strengsten „Priesterlosen“, zu tun. Eine der von uns besuchten Gemeinden hingegen erkannte die vor dem Staat geschlossenen Ehen als gültig an und ließ diese Eheleute im Kirchenchor mitsingen; vielleicht gehörte sie zu einer Untergruppe der Pomorzen, nämlich zu den Nowojenen, den „Neuverheirateten“.

Nun hatten wir vor unserer Fahrt von Mustve aus alle diese Studien noch nicht gemacht. Unbeschwert von solchem Buchwissen saßen mein Begleiter und ich im Auto, das uns über ein Kleinbahngleis durch eine echt russisch anmutende und von Schmutz starrende Straße, wie das ja dem Ortsnamen entsprach, nach Raja brachte. Kurz vor dem Orte verbreiterte sich der Weg, der auf dem alten Strandstreifen des Sees hinlief, plötzlich um das Fünffache. Tiefe Wagenspuren führten durch den von wassergefüllten Gruben unterbrochenen Sand. Unser Wagen schwankte, mehr einem Schiff vergleichbar, zwischen diesen Hindernissen hindurch, als wir linker Hand, ganz nahe am Seeufer, eine neue hölzerne fünfkuppelige Kirche erblickten. In ihrem Äußern unterschied sie sich nicht von jeder andern russischen Kreuzkuppel-Kirche. Als wir um Einlaß baten, brachte eine Frau aus dem anliegenden Armenhaus ein frisches Handtuch und hängte es neben einer Waschgelegenheit auf, über der „Für die Heiden“ stand. Wir ließen es unbenützt. In der Kirche befand sich ein prächtiger Ikonostas unmittelbar an der Ostwand, so daß jeder Platz für einen Altarraum wegfiel. Vor der Bilderwand war eine etwa ein Meter breite Stufe, die sich an den beiden Wänden zu je einer Sänger-

bühne ausbuchtete. Diese beiden Bühnen waren wieder durch eine halbhohle Bilderwand gegen den Kirchenraum abgeschlossen. Der Kirchenraum selbst war vollkommen beherrscht durch die helle Spitzkuppel, die sich über den zwei fast gleich langen und gleich breiten Kreuzarmen erhob. Nicht nur der Ikonostas, sondern alle Wände waren erst vor wenigen Jahren neu bemalt oder „beschrieben“ worden, wie die Russen sagen. Ja, die ganze Kirche war von Grund auf neu errichtet — ein schönes Zeichen für die Lebenskraft der Religion dieser anscheinend so einfachen und einfältigen Fischer.

Der Ikonostas war in vier große Bildreihen eingeteilt, die sich mehr oder weniger genau in allen von uns besuchten gottesdienstlichen Gebäuden wiederfanden. In der untersten Reihe sah man fast überall am linken Ende einen Heiligen, etwa den hl. Nikolaus von Myra, oder die beiden Söhne Wladimirs des Apostelgleichen, Boris und Gleb, dann Johannes den Täufer und Marias Tempelgang. Als Mittelbild waren statt der „königlichen Türen“, die sich in allen sonstigen Gotteshäusern des byzantinischen Ritus finden, die neun Chöre der Engel mit dem Christusmedaillon angebracht. Auf der rechten Wandseite folgten die Ikonen der Darstellung Jesu im Tempel, der Verklärung auf dem Tabor und der Geburt des Herrn. In der zweiten Reihe, deren Bilder viel kleiner waren, sah man die zwölf Hochfeste. Das Mittelbild zeigte Christus den Gottmenschen als die göttliche Weisheit. In der dritten Reihe fanden sich die zwölf Apostel und in der Mitte die Mutter des Herrn. In der obersten Reihe endlich sah man die Vorfahren Christi dem Fleische nach und in der Mitte die ewige Vaterschaft Gottes. Somit war auf dem mittleren Ikonostas der Ausgang Christi vom Vater über seine menschliche Mutter und sein Erscheinen als die Fülle alles Geschaffenen bis zu seinem Verweilen unter uns inmitten der Engel, denen wir ja nach dem cherubinschen Lobgesang der Liturgie gleichen, tiefsinnig dargestellt. Auf den Seiten des Ikonostas war sein irdisches Offenbarwerden zu sehen, von seinen Vorvätern bis zu seinem irdischen Leben und dem Hinaustragen seiner Lehre ins Land durch die Apostel.

Derselbe Gedanke der Offenbarung Christi an die Menschheit ist auch der Inhalt einer Gebetsreihe, die diesen Altgläubigen mit Hilfe der Lestowka — einer Art Gebetsschnur, die sich zahlreich auf den beiden Sängertribünen vorfand — nahe gebracht wird. Erst sollen die Beter an die Propheten denken, in deren Worten sich das Wort Gottes kundtat, dann an die Wochen, die das ewige Wort auf Erden unter dem Herzen seiner Mutter zubrachte. Darauf sollen sie sich die 33 Jahre vorstellen, die es zwar sichtbar, aber doch versteckt im verachteten Juden lebte. Schließlich erinnern sie sich an die Apostel, die das Wort Gottes in die Welt hinaustrugen, und an die vier Evangelisten, mit deren Hilfe das göttliche Wort die Menschheit mit seinen herrlichen Gnadengaben geschmückt hat. Man möchte solche Gedankentiefe bei armen Fischersleuten kaum vermuten; aber sie haben uns wiederholt ihr Gebet in der angegebenen Weise ausgelegt.

Vor dem mittleren Ikon stand ein schön geschmückter Leuchter und

davor ein Pult mit dem Evangelium. Auf den beiden Sängerbühnen lagen recht alte liturgische Bücher mit Noten, die unserem westlichen Oktavsystem nicht angepaßt waren. Bis in die Kuppel war diese Kirche mit Fresken im alten Stil ausgemalt. Es fanden sich auch sonst recht seltene Bilder, so die heiligen Siebenschläfer, der Prophet Jonas, das Töchterchen des Jairus, der geheilte Lahme usw.

Das Benehmen der vielen Leute, die sich allmählich um uns angesammelt hatten, war recht ungeniert. Schon die russischen Orthodoxen, die doch das Allerheiligste aufbewahren, erzeugen ihm vor dem Ikonostas keine Ehrfurcht. Die Altgläubigen haben keine Sakramente mehr — und das Gebet ist ihnen zu heilig, als daß sie es bei Gelegenheit eines Fremdenbesuches in der Kirche verrichteten. Dazu muß man ganz anders gesammelt sein. In keinem der vier Dörfer, die wir besuchten, sahen wir einen Mann oder eine Frau im Gottesdienstraum auch nur ein Kreuzzeichen oder eine Verneigung machen.

Da wir eine Lestowka kaufen wollten, wurden wir von einem bescheidenen, geweckten Jungen zur „Fabrik“ geführt. Das war ein Fischerhäuschen, so elend, armselig und schmutzig, wie man es nur je im Krieg in Rußland sehen konnte. In jedem der zwei Zimmer hing aber ein großer Ikon, und im vorderen Zimmer, in dem offenbar die ganze Familie auf dem bloßen Bretterboden zu schlafen pflegte, lag auf einem Bock ein etwa vierzigjähriger Mann, der uns sagte, er leide schon 13 Jahre an einer offenen Wunde des Oberschenkels. Alles machte den Eindruck größter Armut und Not. Aber die Leute waren trotzdem zufrieden und still mit ihrem Tagewerk beschäftigt. Als wir mit der erworbenen Lestowka abfuhrten, winkten uns viele freundlich nach.

Es war herrliches Wetter. Der See dehnte sich schier endlos. Neben den Sanddünen wuchs frischgrünes Gras. Nachdem wir auf einer Fähre über eine Bucht gesetzt waren, machten wir halt und verzehrten ein köstliches Mittagsmahl aus frisch geräuchertem Fisch, Brot und Äpfeln. Viele Möwen vom See leisteten uns Gesellschaft. Dann brachte uns der Wagen auf einem guten Wege von etwa 25 Kilometer nach Krasna-Gora oder Kallaste, wie der Ort auf estnisch heißt. Dort fiel uns die ausgesprochen feindselige Haltung der Bevölkerung sehr auf. Ein Mann rief uns als Schimpfwort nach: Katholik. Die niedrige, mehr einem Saale gleichende Kirche konnten wir nur mit Mühe finden. Im Hause daneben erhielten wir von einer Frau bereitwillig die Erlaubnis zur Besichtigung. Vor der verschlossenen Türe machte die Frau drei andächtige tiefe Verneigungen.

Im Innern unterschied sich dieser Gottesdienstraum nicht viel von dem in Raja, nur daß die Ikonen alle alt und sehr schön waren. Als bald sammelten sich viele Männer mit langen Bärten um uns; sie sahen recht ehrwürdig aus, aber traurig und ingrimmig. Und bald erfuhren wir auch den Grund: nach dem alten russischen Kalender war gerade der Vorabend von Mariä Himmelfahrt, einem der zwölf Hochfeste des Jahres. Die Regierung, die von den Orthodoxen die Einhaltung des neuen Kalenders verlangte, hatte auch den Altgläubigen verboten, nach dem alten ihre

Feste zu feiern. Die Fastenzeit vor dem Feste hatten sie beobachtet, aber das Fest durften sie nicht begehen. Die Polizei wachte darüber, daß weder in der Kirche noch in einem Privathause die Vorfeier des Festes abgehalten werde. Und mitten in die Erregung über diese Maßnahmen waren wir hineingeplatzt. „Niemals werden wir uns fügen, niemals!“ sagten diese einfachen Leute. Auch der Zar hatte sie nicht zwingen können. „Nicht einmal in Rußland wurden wir so schlecht behandelt wie jetzt in Estland.“ Und Estland hätte alles Interesse, die Herzen dieser Leute, die den besten moralischen Grenzkordon gegen Rußland bilden, zu gewinnen. „Vielleicht steckt die estnische orthodoxe Kirche dahinter“, sagte uns einer. Und mit fast sektiererischem Stolze sagte unsere Führerin: „Ich kann nicht lesen!“ Die Kinder gehen aber in die Staatsschulen. Zum Abschied wurden die armen Leute, denen wir unser Mitgefühl offen ausdrückten, zutraulicher. Als ich einem einen Apfel schenkte, sagte er plötzlich deutsch: „Auf Wiedersehen“, wie er es in der Kriegsgefangenschaft gelernt hatte.

Als wir nach zwei Tagen zu den beiden andern Dörfern der Altgläubigen fuhren, fragten wir sofort nach dem bürgerlichen oder dem geistlichen Vorsteher und stellten uns vor als zwei ausländische römisch-katholische Geistliche. Dies erkannten sie zwar alle sogleich; aber es gewann doch ihr Herz, und ein biederer Alter, der geistliche Vorsteher in Kolja, sagte: „Ihr seid uns lieb — ihr lebt auch ehelos.“ Er kannte die Geschichte der Altgläubigen sehr gut und fragte nach den Philipponen in Ostpreußen. Auch erzählte er, daß er einmal in Polotsk in einer katholischen Kirche gewesen sei. Auf unsere Frage nach den Sekten meinte er, es hätten früher einige Sektenleute da gewohnt; jetzt gebe es wohl keine mehr. In dem Worte „wohl“ lag jedoch einige Unsicherheit. Der Ikonostas in Kolja war auch neu gemalt, und zwar vom selben Maler, der die Kirche in Raja ausgemalt hatte. Ein Teil der alten Bilder stand noch in der Kirche. Dort hingen auch zwei recht seltene christologische Ikonen: die „göttliche Weisheit“ und das „heilige Schweigen“. Diese Schicht der russischen Religiosität liebt sehr die personifizierten Symbole, so auch den „heiligen Freitag“. Diese Neigung haben schon die alten christlichen Griechen gehabt. Ließ doch Konstantin in seiner neugegründeten Stadt am Bosphorus je eine Kirche zu Ehren der „heiligen Weisheit“, des „Friedens“ und der „Kraft“ errichten.

Es waren freundliche, unbefangene einfache Männer von einer großen natürlichen Würde, Männer jeden Alters, und nur wenige Frauen, die sich da um uns versammelten. Ihr Urteil über die russischen Orthodoxen war sehr scharf: Sie sind äußerlich und haben nur wenig innern Geist. Über den altgläubigen Gottesdienst erzählten sie uns, am Vorabend jedes Sonn- und Festtages sei um 5 Uhr Vesper, die etwa eine Stunde dauere. Um Mitternacht folge dann die Matutin, die volle vier Stunden in Anspruch nehme. Vormittags 8 Uhr singe man die Kleinen Horen und halte noch eine Andacht. Die eigentliche Liturgie falle aus Mangel an Priestern aus. Abends um 5 Uhr sei nochmals Vesper. Auch an Ostern — dem Feste aller Feste — muß die Liturgie ausfallen. Das nach der Fastenzeit neu-

gesegnete und zu Hause genossene Brot kann ihnen den „heiligen Anteil“ nicht ersetzen. Ihr Ingrimms über den aufgezwungenen neuen Kalender war ruhiger und religiöser als in Kallaste. Als wir abfuhren, standen sie in einer Reihe, wohlwollend, selbstsicher, bis der Wagen in Gang kam. Es war die menschlich ansprechendste Gemeinde, die wir angetroffen haben.

Nun wurde die Fahrt etwas abenteuerlich. Die Luft war rein und das Wasser blau, auch lagen Scharen von Wasservögeln nahe am Ufer auf dem See — aber unvermutet führte die Fahrstraße auf die eigentliche Sanddüne, und die war unergründlich. Eiligst mußten wir den Wagen verlassen, weil seine Räder anfangen, hilflos im Sande zu mahlen. An der ersten Stelle konnten wir uns zwar noch mit eigener Kraft weiterhelfen. Beim zweiten Male waren wir jedoch endgültig verloren. Es war gleichsam eine Furt von etwa 200 Meter Breite, die zwei Dörfer voneinander trennte. Aber wie ein Spatzenschwarm stürzten sich etwa fünfundzwanzig Buben auf uns und schoben und drückten, bis wir ans andere „Ufer“ gelangten. Nach russischer Sitte bekam jeder als Freundschaftsangebinde einen Apfel. Ein paar durften auch auf dem Trittbrett eine Strecke weit mitfahren. Nach einiger Zeit sagten sie freundlich: „Wir danken recht sehr“, und zogen plaudernd nach Hause.

So kamen wir nach Warnja, dem letzten Ort unserer Reise. Dort fragten wir nach dem geistlichen Vorsteher. Es war ein hochgewachsener Mann — etwa Ende der Fünfziger. Er erkannte uns gleich als katholische Geistliche. Gerne wollte er uns seine Kirche zeigen. Es war ein neuer steinerner Langhausbau. Über dem Eingang sahen wir ein recht großes, vielfarbiges Emailbild des hl. Nikolaus. Die Kirche war nicht so schön und auch nicht so reinlich wie die andern von uns besuchten. Als wir den Vorsteher fragten, ob seine Leute wohl zum Gottesdienst kämen, sagte er: „Ja, sie kommen schon, aber nicht alle.“ Auf unser Abschiedswort antwortete er mit einem freundlichen, etwas wehmütigen Lächeln: „Wann werden wir uns wiedersehen? Vielleicht niemals!“

Unwillkürlich kam einem bei der Rückschau das Wort von der Herde ohne Hirten in den Sinn. Aber würden diese Leute wohl den Hirten annehmen, wenn er zu ihnen käme?

Umschau

Volkskundliche Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien

Der Drang nach vollkommener geschichtlicher Erkenntnis hat den Gegenstand der Geschichte vor allem unter zwei Rücksichten erweitert. Einmal ist das Feld breiter geworden, besonders auch durch das Streben, die Welt des unbekannten und ungenannten Volkes als Quellgrund der Einzelleistung und

des sichtbaren Stromes der Ereignisse zu erfassen. Dann aber widmet man sich mit neuer und größerer Kraft der Zusammenschau und läßt die Frage, ob das eigentlich Bestimmende in der Geschichte dem Wirtschaftlichen, Kulturellen, Politischen usw. angehöre, etwas in den Hintergrund treten, ohne freilich auf die Forderung einer naturgegebenen Ordnung der Einzelgebiete menschlicher Betätigung zu verzichten.